Rückblick auf Schloss und Kirche zu Spiez

Autor(en): **Dick, Karl Wilhelm**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 25

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638689

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Vielleicht. Ja, vielleicht.“ Sie gingen weiter, schweigsam unter dem ungewohnten Druck der Mächtigkeit der Natur, und Gefühle und Klagen wagten sich nicht ans Licht vor der Größe dieser Riesen. Ein Glöcklein bimmelte.

„Das läutet zum Essen“, rief Jo und lachte. „Es scheint Hunger zu haben, so eifrig ruft es uns.“ —

Bei Tisch saßen sie einer Dame gegenüber, die übereifrig mit ihrem Nachbarn plauderte, hastig aß, und laut und grell lachte. Ein Kätzchen strich unter dem Tisch an Jorindes Kleid vorüber. Sie wollte es streicheln und bückte sich, als gegenüber ein gellender Schrei ertönte: Eine Katze! Die Dame fiel in Ohnmacht. Man lief herbei, man holte den Wirt, wollte den Arzt rufen, aber der Mann der Dame bat, sich zu beruhigen, da die Sache nichts auf sich hätte. Seiner Frau geschähe das jedesmal, wenn sie eine Katze spüre. Man beruhigte sich, die Frau erholte sich.

Andreas und Jo tranken in einer duftenden Sommerlaube ihren schwarzen Kaffee.

„Was sind Sie doch für ein herrliches Gegenteil dieser hysterischen Frau, Jorinde“, sagte Andreas mit solch liebevoller Stimme, daß Jo verwundert aufschaute.

„Nicht wahr, das mögen Sie auch nicht, solch ein Getue? Das weiß ich noch von unserer Wanderschaft her, daß wir in vielem gemeinsam denken und empfinden.“

„Gemeinsam denken ist eigentlich keine Kunst“, meinte Jo. „Man kann ja alles aus den Büchern lernen, oder erben, oder einem einimpfen, aber gemeinsam fühlen, empfinden, fürchten, lieben, das ist des einzelnen Sache, nicht?“

„Doch nicht ganz“, lächelte Andreas. „Denn auch unsere Gefühle können Erbe sein, können eingeimpft oder gezüchtet sein. Denken Sie an den Rausch der Menge, in der Begeisterung, oder an ihren Zorn und ihr: kreuzige ihn, ihre Furcht, ihre Vorurteile, nein, ich denke, daß sich Denken und Fühlen die Waage halten. Wie alles in der Welt sich ausgleicht.“

„Wie denn?“

„Ach, Leid und Freud, Glück und Unglück, Gunst und Ungunst. Könnte man das Erleben jedes einzelnen wägen, man würde sich wundern, wie gerecht das Schicksal ist, auch wo es irreführt. Freilich, das Leben zu ertragen, dem Unglück zu begegnen, die Freude einzufangen, das Glück zu erkennen, das ist wiederum des einzelnen Verdienst.“ Jo sah ihn an. Sie verglich Andreas Gespräche mit denen, die Ulrich mit ihr führte, sehr zu seinen Ungunsten.

„Wenn Ulrich und ich zusammen sind, erzählt er . . .“

„Das will ich lieber nicht wissen. Ich kenne seine Erzählungen. Sie sollen sie mir nicht wiederholen.“

„Ich wollte nur eine Bemerkung machen“, sagte Jo. Andreas sagte sich, daß sie irgendwie ihrer Bewunderung für Ulrich hatte Ausdruck geben wollen, und schwieg ebenfalls. Das kann ich nicht aushalten, dachte er. Ulrich muß mir Farbe bekennen. Ich werde ihn dazu zwingen. Ich wage ja Jo gegenüber keinen Schritt zu tun, kein Wort zu sagen. Sie könnte mich auslachen. Ich könnte es auch nicht ertragen, ein Nein von ihr zu hören. Was ich sicher weiß, ist allein Ulrichs Wort: Sie hat mir kein Recht gegeben. Das hat er gesagt, weiter nichts. Da fährt sie nun neben mir, lacht und plaudert, und jedes Wort ist eine Qual für mich und könnte solch ein Glück sein.

Freilich, ich begreife sie. Natürlich gefällt ihr der immer fröhliche Ulrich, der ausgezeichnete Tänzer, der gewandte Zauberer besser als ich, da er ja auch noch ausgezeichnet Klavier spielt und musikalisch ist. Es ist kein Wunder, daß er ihr gefällt.

„Wollen wir wieder fahren?“ frägt er und Jo nickt.

Fortsetzung folgt.

Rückblick auf Schloss und Kirche zu Spiez

Von Architekt Karl Wilhelm Dick

Auf der Landzunge, die bei Spiez in den Thunersee vorragt, mag schon zur Zeit der ersten christlichen Sendboten eine Kapelle errichtet worden sein. An ihre Stelle trat später die bescheidene, wohl in Holz gebaute Kirche, die in einer aus dem Jahre 762 stammenden Urkunde Erwähnung findet. Sie wurde im Jahre 933 durch den burgundischen König Rudolf II. durch einen soliden Steinbau ersetzt, dessen Grundmauern heute 1000 Jahre zählen, während der Oberbau in den ersten 200 Jahren



noch bedeutende Umänderungen erfahren hat. Zur Zeit Rudolfs von Habsburg wurde dann die Burg erbaut, und die Kirche war von nun an im Besitz und Schutz der Burgherren. Die ersten waren die Freiherren von Strättligen, ihnen folgten während fast zweihundert Jahren die Freiherren von Bubenberg; hier wohnte dieses ritterliche Geschlecht, das der Stadt Bern elf Schultheißen gestellt hat. Seit 1516 bis ins Jahr 1875, also 360 Jahre lang, blieb Spiez das Eigentum der Familie von Erlach.

Im 17. Jahrhundert residierten nacheinander auf Schloß Spiez zwei besonders hervorragende Vertreter dieser Familie; in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war es Franz Ludwig von Erlach, während vielen Jahren Schultheiß zu Bern, ein gewiegter Diplomat und fähiger Baumeister, der das Spiezerschloß modernisierte und für seine zahlreiche Familie wohnlich gestaltete. Ihm folgte sein Bruderssohn Sigmund von Erlach, ein Kriegsmann, der es in franz. Diensten zum Grad eines „maréchal de camp“ gebracht und sodann der heimatlichen Regierung im Bauernkrieg und Villmergerkrieg als General der bernischen Truppen diente und im letzten Viertel des Jahrhunderts jedes zweite Jahr die Schultheißenwürde innehatte. In der Kirche zu Spiez ließ er sein Grabmal errichten und verharrte allsonntäglich nach dem Gottesdienst eine zeitlang still an seiner Gruft. Auf der Grabtafel waren von seinem Todesjahr bereits die zwei ersten Stellen 16 angebracht. Als man ihn im Jahre 1699 darauf aufmerksam machte, daß es an der Zeit wäre, dieselbe in 17 zu verändern, wehrte er ab und starb im Dezember selben Jahres.

An die Kirche in Spiez hatte er 1693 seinen jugendlichen Patensohn Samuel Dick *) von Bern berufen. Dieser wurde im Frühjahr 1706 von Albrecht von Wattenwyl, Freiherr zu Dießbach, zum Pfarrer von Oberdießbach ernannt, wo er im Jahr

1738 ſtarb. Während den letzten zehn Jahren ſeines Lebens war ihm ſein Sohn Johann Jakob Dick als Vikar zur Seite geſtanden. Dieſer theologiſch und philologiſch gut ausgebildete Mann wurde 1739 von Albrecht von Erlach nach Spiez berufen, wo er 1746 ſtarb. Seine Frau ſiedelte mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, nach Bern über. Der Knabe Johannes Jakob Dick durchlief die Lateinſchule, ſtudierte Theologie und daneben Botanik, wurde 1764 Pfarrer in Spiez und 1770 in Bolligen, wo er bereits 1775 ſtarb.

*) Samuel Dick, Samuels Sohn, des Rotgerbers und Schaffners im Interlacknerhaus, wurde getauft in Bern am 5. Juni 1664. Seine Mutter war Maria Herrmann, Tochter des Hauptmann Andres Herrmann, der in Dalmatien in Kriegsdienſten geſtanden. Er wurde 1692 als Kandidat ins Miniſterium aufgenommen. Von ſeinem Taufpathen, Schultheiß Sigmund von Erlach, General und Freiherr zu Spiez, wurde er am 20. März 1693 zum Pfarrer in Spiez ernannt. Von da berief ihn Albrecht von Wattenwyl, Freiherr zu Dießbach bei Thun, am 19. April 1706 als Pfarrer nach Oberdießbach, wo er am 3. Chriſtmonat 1738 geſtorben iſt. Von 1726 bis 1736 bekleidete er auch den Poſten eines Kämmerers der „Ehrenwerten Wohlehrwürdigen Claſſe“ zu Bern.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Er muß über den Mörder des Millionärs mehr wiſſen, als der Advokat Buonavoli mir verraten hat! durchfuhr es mich.

Ich nahm mich zuſammen. Meine Stimme klang gleichgültig, als ich fragte: „Ich wüßte nicht, wen ich belaſten ſollte, Herr Richter?“

Der Unterſuchungsrichter lächelte nur.

„Sie ſind alſo der berühmte Bufallo Bellini! Im Kriege waren Sie Offizier — ich habe von den deutſchen Behörden über Sie Auskunft erhalten!“

Warum erzählte er mir dies?

„Sie meinen, es gibt gewiſſe Situationen, in denen ein Gentleman ſchweigen muß? Selbſt wenn er durch ſein Schweigen für ſich ſelbſt eine Gefahr heraufbeſchwört“, ſagte mit einem kleinen ironiſchen Lächeln der Unterſuchungsrichter.

Dann fuhr er fort: „Ich weiß, es wäre zwecklos, Ihnen auseinanderzuſetzen, wie falſch Ihr Verhalten iſt. Die Aufgabe des Richters iſt, der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Wer ihm bei ſeiner nicht immer leichten Aufgabe Hinderniſſe in den Weg ſtellt, der . . .“ Er brach ab, ohne den Satz zu beenden.

Ich blieb ſtumm.

Der Richter ſeufzte. „Na ja, es gibt für Kavaliere einen ungeſchriebenen Ehrenkodex, der ihnen mehr bedeutet, als Geſetz und ſittliches Gefühl . . .“

Obſchon innerlich erſchrocken, trug ich eine unbewegte Miene zur Schau. Es gelang mir ſogar, etwas gelangweilt dreinzublicken.

Während der Richter ſchweigend in den Akten blätterte, verſuchte ich, mein Verhalten vor mir ſelbſt zu rechtfertigen.

Ich ſchwieg, weil entweder Milica unſchuldig war, und dann konnte ſie meine belaſtende Ausſage in eine ähnliche Lage, wie meine augenblickliche, bringen — oder aber Milica war ſchuldig, und dann war ich mitſchuldig an ihrer Tat. Denn wäre es ohne meine Anweſenheit auf der Yacht zu der Kataſtrophe gekommen? Durfte da gerade ich zur Ueberführung der Schuldigen helfen? . . . Und ſchließlich, ich ſchadete ja durch mein Schweigen nur mir ſelbſt . . .

Der Unterſuchungsrichter blickte endlich von ſeinen Papieren auf und ſagte trocken: „Nun, wir werden auch ohne Sie die Schuldigen finden! Ich werde Ihre Freilaſſung verfügen; falls die Staatsanwaltſchaft keinen Einſpruch erhebt, können Sie noch heute das Gefängnis verlaſſen. Ihren Reiſepaß muß ich allerdings zurückbehalten; Beirut dürfen Sie vorläufig nicht verlaſſen.“

Er klingelte. Als der Wachtmeiſter mich abführte, nickte der Unterſuchungsrichter nur kurz.

Die nächſten Stunden waren erfüllt mit Gedanken über meine nächſte Zukunft. Ich geſtehe, daß, trotz aller Skepſis, der Plan, die geraubten Juwelen des Maharadſchas zu finden, in mir herumſpuckte. Ich vergaß dabei, daß ich zunächſt Beirut gar nicht verlaſſen konnte .

In den erſten Nachmittagsſtunden öffneten ſich vor mir die Pforten des Gefängniſſes. Ich war frei!

Buonavoli und Marianne erwarteten mich. Der Advokat zeigte die ſelbſtzufriedene Miene eines Chirurgen, dem ſoeben eine ſchwierige Operation gelungen iſt; Mariannes Freude war uneigennützig.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen wir alle drei in dem erſten Reſtaurant der Stadt. Zur Feier der Stunde war das Beſte, was ſeine Küche bieten konnte, gerade gut genug. Es war die Anſicht Buonavolis, der, wie mir ſchien, kein Verächter guter Biſſen war.

So begann unſer „Frühſtück“ mit Auſtern und endete über ein halbes Dutzend Gerichte mit einem wirklich köſtlichen Halbgefrorenen. Nach dem Türkiſchen verabſchiedete ſich der Advokat.

„Wie ich mich freue!“ ſagte leiſe Marianne.

Auch ohne dieſe Zuſicherung hätte ich es ihr geglaubt. Ihr ſtrahlendes Geſicht und jedes ihrer Worte verrieten nur allzu deutlich ihre Freude über die glückliche Wendung.

„Marianne, ich möchte Dir noch einmal und noch tauſendmal für alles danken, was Du für mich getan haſt!“ rief ich gerührt. „Selbſt eine Schweſter hätte mir nicht mehr helfen können. Wie ſoll ich es Dir bloß vergelten, Marianne?“

„Sprich nicht weiter darüber! Was habe ich ſchon für Dich getan? So gut wie nichts. Ich wollte mir ſchon lange einmal Syrien anſehen. Nun iſt es geſchehen.“

„Aber Du biſt ja über Beirut nicht hinausgekommen!“

„Genügt mir vollkommen! Am liebſten möchte ich ſchon wieder die Rückreiſe antreten“, ſagte ſie lächelnd.

Natürlich glaubte ich ihr nicht, daß ſie, die, gleich mir, die Erde mehrere Male bereiſt hatte, je den Wunſch empfand, eine Vergnügungsreiſe ausgerechnet nach Beirut zu machen.

Aber das war ſo richtig ihre Art, Opfer, die ſie für einen brachte, nicht zuzugeben. Nur, um meinen weiteren Dankesworten zu entgehen, begann ſie über praktiſche Dinge zu reden.

Sie hatte im Grand Hotel de Syrie, in dem auch ſie wohnte, für mich ein Zimmer reſervieren laſſen. Es fiel ihr ein, daß ich ſo gut wie gar keine Sachen beſaß. Ich trug noch immer denſelben Anzug, den ich anhatte, als mir Milica in Monte Carlo begegnete.

„Wie lange wird man Dich hier zurückhalten?“ fragte Marianne.

Ich konnte ihre Frage ſelbſtverſtändlich nicht beantworten. Nach kurzem Nachſinnen meinte ſie: „Du wirſt nach Nizza ſchreiben, damit man Dir Dein Gepäck ſchickt . . .“

„Bolton . . .“ begann ich.

„Ja, Bolton! Jetzt mußt Du endlich erfahren, was mit dem Manne los iſt! Er iſt beſtimmt nicht der, für den er ſich ausgibt . . .“.

„Marianne, ich habe ſeine Papiere geſehen! Bolton iſt ein Angeſtellter der amerikaniſchen Pinkerton-Geſellſchaft . . .“

„Ich glaube es nicht. Ich bin dem Manne drüben in den Vereinigten Staaten unter ganz ſeltſamen Umſtänden begegnet. Du weißt doch, daß ich im vergangenen Jahre in verſchiedenen Großſtädten der Vereinigten Staaten auftrat. Im November befand ich mich in Baltimore. Eines Abends begab ich mich in Geſellſchaft einiger Kollegen in ein Nachtlokal. Es war eine Art Tanzklub, der ſich aus den Zeiten der Prohibition eines ziemlich anrüchigen Rufes erfreute. Trotzdem — oder gerade deshalb — verkehrte in dem Lokal durchweg gutes Publikum.

Das Lokal war ausgezeichnet beſucht, es ſpielte eine vorzügliche Tanzkapelle, und ich tanzte ziemlich viel an dieſem Abend.

Drei- oder viermal engagierte mich auch ein junger Herr in tadelloſem Smoking. Uebrigens ſaß er ganz allein an einem